

The background features a light green field with several large, dark green, organic shapes that resemble hands or leaves. Scattered throughout are five solid red circles of varying sizes. The text is overlaid on this composition.

INFLORESZENZ

**RALUCA
ANTONESCU**

**ROMAN
ÜBERSETZT
VON CHARLOTTE
HATTENDORF
VERLAG DIE
BROT SUPPE**

Raluca Antonescu
INFLORESZENZ

verlag die brotsuppe



Raluca Antonescu

INFLORESZENZ

Roman

übersetzt aus dem Französischen
von Charlotte Hattendorf

verlag die brotsuppe

Für Alex und Ilinca
und für den Genfersee, immer.

Eins



DIE SCHACHTHÖHLE

Jura, 1911

Sie nahm die Abkürzung durch den Wald und beschleunigte ihren Schritt. Plötzlich öffnete sich die Hochebene, und das schroffe Licht zwang sie, die Augen zusammenzukneifen. Mit gesenktem Kopf durchquerte sie ein Feld, das mit gelben Grasbüscheln übersät war. Vom Wind hin und her geweht erinnerten sie die langen Gräser an Pferdehaare. Sie war außer Atem, wurde langsamer. Es war nicht mehr weit.

Schon von hier meinte sie, den fauligen Geruch wahrzunehmen, der aus dem Loch aufstieg. Ein unheilvoller Ort. *Teufelsmaul* nannten ihn die Leute und das aus gutem Grund.

Sie stellte ihren Korb ab und ging vorsichtig weiter. Mit kleinen Schritten tastete sie sich voran, um mögliche Fallen zu umgehen. Um den Schlund herum wuchs dichtes, lumineszierendes Gras, grün strahlend im Vergleich zum Rest der Wiese. Eine Fata Morgana des Lebens, dachte sie. Ein Köder, um sie vom wahren Wesen des Orts abzulenken. Sie hatte schon etliche Geschichten über diesen tiefen, unerreichbaren Krater gehört, dessen Boden sich zu einer ungeheuerlichen, grauenvollen Welt öffnete. Dort wimmelte es gewiss nur so vor blinden Schlangen und riesigen dicken Würmern. Übelkeit befahl sie. Sie erinnerte sich an den Tag, an dem ihr Vater die drei Kühe hierhergebracht hatte. Die Pferde scharrtten unruhig auf der Stelle, wieherten vor Angst und weigerten sich trotz der Schläge, weiterzugehen. Sie war von den herabhängenden Köpfen der Kühe, ihren her-

aushängenden Zungen und unnatürlich verdrehten Augen wie hypnotisiert. Die Tiere hatten immer noch Schaum vor dem Maul. Die Krankheit hatte mehr als die Hälfte der Herde mit rasender Geschwindigkeit dahingerafft. Die drei Tiere auf dem Karren waren in der Nacht gestorben. Man musste sie so schnell es ging isolieren und zum Loch bringen, damit sie die anderen nicht ansteckten. Nachdem ihr Vater die Tiere in den Abgrund geworfen hatte, schrie er laut in ihn hinein; mit seinen roten Augen sah er erschöpft und verrückt aus. Sie hatte Angst, dass auch er sich angesteckt haben könnte.

Als sie am Rand des Abgrunds ankam, entblößte sie ihren prallen Bauch. Gleich die ersten Anzeichen hatten sie erschauern lassen. Es gab keinen Zweifel, sie hatte das schon oft durchgemacht. Dieses Mal aber konnte sie sich nicht mit dieser neuen Schwangerschaft abfinden – ein weiterer Mund, der gefüttert werden müsste, war unvorstellbar. Sie verstand nicht, wie es trotz der großen Mengen an Salbeitee, die sie seit den ersten Anzeichen trank, weiter hatte wachsen können. Und auch die schwarzen Pflanzen, die sie bei der Mariette geholt hatte, widerlich und bitter, hatten es nicht austreiben können.

Sie lehnte sich soweit es ging über den Schacht und starrte in die Dunkelheit, die an den bemoosten Innenwänden nagte, starrte in diesen dunklen, gefräßigen Rachen, der alle Unerwünschten verschlang.

»Warum wächst es immer weiter?«, rief sie ängstlich. Eines war sicher: Dieser Ort hatte die Macht, alles zu schlucken, was verschwinden sollte. »Mach, dass es weggeht, Teufel, nimm dieses Leben!«, rief sie lauter. Ein Luftzug fuhr über ihr Gesicht und brachte die Strähnen, die sich aus dem Kopftuch gelöst hatten, zum Flattern. Dieses Mal roch es nicht unangenehm. Konnte das sein, hatte sie einen warmen Atem gespürt? Sie lehnte sich noch etwas weiter nach vorne, streckte den Hals, soweit es ging. Unter ihrem Schuh löste sich plötzlich ein Stein, und vor ihrem inneren Auge blitzte das Bild auf, wie sie ihm in

den Abgrund hinterherstürzte. Sie meinte, das Geräusch von Wasser zu hören, das einen Körper verschluckt. Entsetzt warf sie sich zurück und fiel hart auf den Rücken.

Ausgestreckt lag sie auf der nassen Wiese und zitterte am ganzen Körper. Dass sie den Schacht um einen Gefallen gebeten hatte, würde sie büßen müssen. Die drohende Strafe lag zentnerschwer auf ihrer Brust, und sie verstand, dass sie sie nicht überleben würde. Überstürzt kniete sie sich hin und bekreuzigte sich immer und immer wieder. Sie drückte ihr Gesicht in die Erde und fühlte den kalten Lehm an ihren Lippen. »Herr, ich flehe dich an, oh Herr ...« In ihrem Gebet lag all die Inbrunst, zu der Pierrette fähig war. Es war ein bitteres Flehen voller Schuld und Ergebenheit, schwarz wie die Pflanzen, durch die ihre Regelblutung wieder hätte einsetzen sollen. Aber eine Eingebung ist schnell weggefegt, man vergisst sie wie einen übelriechenden Luftzug. Jetzt regte sich das Leben wieder in ihr, Blut schoss ihr ins Gesicht, ihre Glieder entspannten sich und eine sanfte Trunkenheit überkam sie. Der Herr hatte sie erhört, er war auf ihrer Seite. An ihrer Wange spürte sie die göttliche Liebkosung hellgrüner Grashalme. Sie riss ein großes Bündel davon ab, steckte es sich in den Mund, kaute kurz und schluckte es herunter.

Sie stand auf, ihre Nase und ihre Stirn waren voller Schlamm. Wild entschlossen, verzweifelt, beugte sie sich nach vorne und spie ihre grünliche Spucke direkt ins Teufelsmaul.

VIVIAN

Genf, 2007

An diesem Tag klammere ich mich an eine alte Gewohnheit. Bevor ich meine Mutter zum letzten Mal besuche, halte ich beim Tabakhändler und gehe direkt zur Abteilung mit den Motorradzeitschriften.

Er ist auf keinem der Cover abgebildet. Ich nehme eine Zeitschrift und blättere sie rasch durch. Suche nach den Ringellöckchen, dem Lächeln und dem Ring im Ohr. Nichts. Ich nehme mir ein zweites, dann ein drittes Heft vor. Wo versteckt er sich bloß? Meine Finger verkrampfen, ich blättere die Seiten mit immer brutalerer Geste um.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt mich ein junger Angestellter mit schriller Stimme.

Er ist sicher nicht sehr angetan von meiner Art, die Ware zu misshandeln. Er mustert mich, sehr schnell wandert sein Blick zu meinem enganliegenden schwarzen Kleid und zu den passenden Pumps. Sein Blick streift schamlos über meinen Körper, ein Lächeln huscht über seine Mundwinkel, als wäre es ein Speichelfaden. Ich halte die Hand vor sein Gesicht, wie um mich vor seinem Blick zu schützen. Aber der schwarze Handschuh verschmilzt mit dem Rest, er ist nur ein gut darauf abgestimmtes Accessoire. Am leicht erstaunten Blick des Verkäufers merke ich, dass die übliche angewiderte Reaktion ausgeblieben ist.

»Ich suche Valentino Rossi«, sage ich leicht angespannt.

»Entschuldigung?«

Ich wiederhole, dass ich ein Foto des Motorradfahrers suche, und fühle mich gegen meinen Willen verpflichtet, mich zu rechtfertigen: »Für meine Mutter.« Und dann, als ginge es um etwas Harmloses, rutscht es aus mir heraus wie ein Wollknäuel, das zu Boden fällt und sich entrollt: »Sie ist gestorben. Aber ich weiß, dass es sie freuen würde.«

Der Verkäufer reißt die Augen auf, seine Backen werden rot wie die eines Teenagers. Ein anderer Kunde geht in Richtung Kasse, und der Verkäufer wendet sich so schnell von mir ab, dass er ins Wanken gerät und fast das Gleichgewicht verliert.

Ich gehe noch eine letzte Zeitschrift durch und finde ihn nirgends. Vale macht sich rar, wie um zu protestieren – auch er trauert. Dieser naive Gedanke lässt mich flüchtig lächeln. Ich schaue auf meine Uhr, obwohl ich weiß, dass es Zeit ist. Und wenn es einen Termin gibt, zu dem ich nicht zu spät kommen darf, dann ist es wohl dieser.

Der Tag unterscheidet sich in nichts von den vorangegangenen. Es ist nicht wirklich kalt, die Sonne schickt träge ihre milchigen, trüben Strahlen auf die Erde, ohne die Feuchtigkeit vertreiben zu können. Es soll nicht regnen, aber wenn doch, würden nur ein paar Tropfen fallen, die keine ernst zu nehmenden Unannehmlichkeiten machen würden. Es wird sicher nicht stark winden, schneien auch nicht. Nein, keinerlei überzogene Romantik vonseiten der Elemente zur Bestattung meiner Mutter. So hatte ich es erwartet, problemlos und bequem, ohne Aufregung, wie sie gewesen war. Wobei es sich bei ihr nicht um Geistlosigkeit handelte; es war eine Art gefällige, diskrete Milde. Eine Milde, die keinen Platz für Theatralik lässt.

Jeden Augenblick werden sie den Sarg zumachen. Es ist bedrückend, ihr weißes, gefasstes Gesicht mit den zu rosigen Wangen so zu sehen. Keinerlei Anschein von Bestürzung,

von Mitleid mit mir ist mehr zu erkennen. Ich stelle mir vor, wie ich die vier Schritte gehe, die mich von ihr trennen. Ich würde eine der weißen Lilien aus dem Strauß nehmen, der ihren Sarg schmückt und sie ihr hinters Ohr schieben. Ihre Haare würde ich über und über mit weißen Blüten schmücken, dann eine Rose nehmen, auch eine weiße, und sie ihr in den Mundwinkel zwischen die Zähne stecken.

Ich rühre mich nicht, ringe mich zu keiner Geste durch. Ich bin es, die diesen ganz und gar weißen Strauß bestellt hat, ich habe die unterschiedlichen Sorten nur wegen ihrer gleichen Farbe ausgewählt. Nun ist es eine nicht mehr voneinander zu unterscheidende Flut an Blumen. Ein Haufen Schnee, schön und kalt.

Ich senke die Augen, die Absätze meiner Pumps sinken in die Erde ein. Kleine braune Spritzer sind auf meiner Strumpfhose und bis hoch zum Saum meines Kleides zu sehen. Nach mehr als zehn Tagen Regen ist der Boden völlig aufgeweicht. Der Matsch nagt schamlos am Wildleder der Schuhe und den sorgfältig gebügelten Hosenbeinen. Wenn die Füße angehoben werden, entsteht ein etwas störendes Sauggeräusch.

Mein Stiefvater steht neben mir, unsere Mantelärmel berühren sich leicht. Keiner von uns weint. Unsere Wangen sind trocken, unsere Rücken gerade. Mein beherrschter Ausdruck und die dazu passende Haltung beweisen meine gute Erziehung, meine Fähigkeit, die Fassung zu bewahren. Ich verhalte mich, wie sie es von mir erwartet hätte. Uner-schütterlichkeit demonstrieren, überbordende Gefühle auf Abstand halten, die einen dazu führen könnten, eine Blume zu essen oder einen Köpfer in den Matsch zu machen. Denn ist es nicht das, was man eigentlich am Tag der Beerdigung seiner Mutter machen sollte? Sich mit dem Gesicht voran in den Matsch schmeißen und, vor Verzweiflung brüllend, hin und her rollen?

Ich bewege mich noch immer nicht. Ich werde nichts Unpassendes machen. Ich kann ja nicht mal weinen. In dieser Familie verschwendet man keine Zeit mit demonstrativen Schmerzbekundungen. Endlich schließen sie den Sarg.

Ada ist da und steht weiter hinten. Sie hat einen kleinen Fleck Rasen ausfindig gemacht, der weniger nass ist als der Rest. Alle tragen elegante Schuhe, die vom Schlamm verunstaltet sind, alle bis auf Ada, deren Turnschuhe überraschend sauber sind. Sie trägt einen etwas zu weiten Männeranzug und hat eine Krawatte wie ein Tuch um ihren Hals geworfen. Selbst in diesem Aufzug hat sie Stil, ist unglaublich chic.

Ihre vier Hunde haben alle ein schwarzes Seidenband um den Hals, in dem eine Rose steckt. Sie halten sich überraschend ruhig und feierlich zu Füßen ihres Frauchens. Außer Coly, der schwanzwedelnd an der Leine zieht.

Ich gebe Ada ein Zeichen, dass sie ihn loslassen kann. Er schießt auf mich zu, und ich bücke mich, um ihm den Kopf zu streicheln. Er trägt neue Farben zur Schau, die Pfoten sind türkisblau, der Rest des Körpers dunkelorange. Die Farbe des Kopfes lässt sich nur schwer deuten, er erstrahlt in einem unwahrscheinlichen grünlichen Rosa. Ich erhasche entsetzte Blicke auf den so grauenhaft eingefärbten, so deplatzierten Hund. Da bemerke ich die schwarze Aufschrift auf seinem Rücken: R.I.P.

Zum ersten Mal seit Beginn der Trauerfeier werden meine Augen feucht. Ich hebe den Blick und schaue zu Ada. Ohne Lächeln zwinkert sie mir zu. Ich nehme die Rose aus Colys Halsband, ihr leuchtendes Rot ist die Farbe brennender Leidenschaft, die Farbe einer Kabarett-Tänzerin. Ada traut sich einfach alles.

Bis zum Ende der Zeremonie halte ich die Blume in der Hand, unfähig, ihr eine andere Aufgabe zuzuweisen, als sich in den dünnen Stoff meines Handschuhs zu verhaken.

Der Schlamm verfolgt mich bis nach Hause. Ich schließe die Tür auf und gehe ins Wohnzimmer. Matt ist da und schaut auf meine Füße.

»Ziehst du nicht deine Schuhe aus?«

Das ist keine Frage, sondern ein Vorwurf.

»Wo warst du?«, frage ich ihn wütend.

»Du machst alles dreckig«, sagt er, als hätte er meine Frage nicht gehört, völlig von der Sorge um die Sauberkeit meiner Wohnung eingenommen.

»Ich habe bei der Beerdigung auf dich gewartet.«

»Tut mir leid, ich hasse Beerdigungen. Das wühlt mich immer zu sehr auf, das schlägt mir auf den Magen.« Er verzieht sein Gesicht. »Und, wie war's für dich?«

»Ich hab dich dort gebraucht, verstehst du? Ich brauche ...«

»Ich weiß nicht, ob ich dir ständig das bieten kannst, was du brauchst,« unterbricht er mich.

»Verlange ich zu viel von dir?«, frage ich fassungslos.

»Ja, Vivian. Dein Bedürfnis ist zu groß.«

»Zu groß?« Dieses Mal explodiere ich. »Es ist also zu viel verlangt, dass du kommst und mich bei der Beerdigung meiner Mutter unterstützt!«

Er seufzt geräuschvoll.

»Ada war da!«

Als ich ihren Namen ausspreche, ändert sich Mattieus Ausdruck. Vielleicht habe ich es auch absichtlich gemacht, um ihn zu provozieren. Ich halte diesen Wettbewerb aufrecht, um ihn zu verletzen oder zumindest zu erschüttern. Aber ich sehe, dass ich ihn nicht mehr wirklich erreiche.

»Gut, tut mir halt leid.«

Er bewegt seine Hand ungeduldig durch die Luft, schaut leicht mitleidig.

»Du bist nicht die Einzige, die Probleme hat ... Du musst immer alles auf dich beziehen. Hast du schon mal drüber nachgedacht, wie das für mich ist, auf 'ne Beerdigung zu gehen?«

Ich bin sprachlos.

»Schau, du antwortest nicht, weil dir nicht mal der Gedanke in den Sinn gekommen ist. Es ist dir nicht mal in den Sinn gekommen, dass das für mich ein Problem sein könnte.«

»Aber wovon redest du?«

Er setzt seinen hochmütigen, distanzierten Gesichtsausdruck auf; er ist verletzt und zeigt das ungeniert. »Lass es sein. Du kannst das gar nicht verstehen, so selbstfixiert, wie du bist.«

Da wären wir wieder. Es wird darauf hinauslaufen, dass ich ihn anflehe, mit mir zu reden. Dann werde ich mich entschuldigen. Ich werde mich für die Anmaßung entschuldigen, ihm einen Vorwurf gemacht zu haben. Aber diesmal fühle ich mich wie außerhalb von allem. Ich bin die Zuschauerin einer Szene meines Lebens. Wohne mit schwacher Verblüffung einem vielfach wiederholten Vorgang bei. Ich sehe, wie Mattieu sich rausredet, sehe, wie er mir Vorwürfe macht, weil er sich nicht hinterfragen will, sehe, wie er alles Licht abzapft, um kontinuierlich im Zentrum zu stehen.

Und in diesem Augenblick spürt er sie vielleicht auch, meine plötzliche Einsicht. Also geht er zum Angriff über.

»Das ist wie mit deiner Hand ... diese ganze Geschichte ...«

»Wehe!«

Er hält rechtzeitig inne.

»Gut, ich bin raus hier«, sagt er, ohne mich nochmal anzuschauen.

Er geht und schlägt die Tür hinter sich zu. Mattieu. So verlässlich enttäuschend. Je mehr ich ihn brauche, desto mehr macht er sich aus dem Staub. Von meiner Hand zu reden, war der beste Weg, die Trennung zu beschleunigen.

Jetzt gehen wir schon fast seit zwei Jahren zusammen aus. Ich sage bewusst: Wir gehen zusammen aus. Ausgehen, sich den Regeln des Draußen unterwerfen, unsere Beziehung in der Öffentlichkeit oder bei Freundinnen und Freunden ausstellen. Wir wohnen nicht zusammen, jeder hat seine eigene Wohnung.

Auch wenn bei Mattieu mehr als genug Platz für uns beide wäre. Er hat den Mietvertrag seiner Eltern übernommen, und seine Miete ist verboten niedrig. Meine Zwei-Zimmer-Wohnung kostet mich doppelt so viel wie ihn seine Wohnung. Es wäre aber auch ungerecht zu sagen, dass es nur seine Schuld wäre. Um uns herum wohnen nur wenige Paare zusammen. Es ist wichtig, dass jede und jeder einen Raum für sich hat. Trotzdem lungert er zurzeit regelmäßig bei mir herum. Er vermietet seine Wohnung übers Wochenende oder sogar mehrere Wochen am Stück. Er verdient sich eine goldene Nase, hat mir aber noch nie angeboten, einen Teil davon zu überweisen, weil er ja in der Zeit bei mir unterkommt. Kürzlich habe ich das angesprochen, und wir haben uns gestritten. Er hat mich geldgierig und materialistisch genannt, weil ich mir erlaubt habe, seine Aufrichtigkeit infrage zu stellen.

Ich verdächtige ihn, aus Rache nicht zur Beerdigung gekommen zu sein, aber ich übertreibe bestimmt. Absichtlich ziehe ich meine Schuhe nicht aus und lasse mich aufs Sofa fallen. Ich gebe trotzdem acht, sie nicht auf den beigen Teppich aus flauschiger Wolle zu stellen. Ich nehme die Deko-Zeitschrift, die er in der Hand gehabt hatte, vom Sofatisch, werfe sie auf den Boden und stelle meine Füße drauf. Zumindest werde ich meinen Teppich nicht schmutzig machen.

Eine alles umfassende Müdigkeit überkommt mich, ich werde mich nicht mehr aus dieser Position wegbewegen. So, denke ich, kurz bevor ich die Augen schliesse, jetzt ist meine Mutter also tot und begraben.